

Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung“.

Nr. 1.

Posen, den 6. Januar.

1884.

Was die Meereswellen sagen.

Eine Strandgeschichte von F. von Stengel.

(Nachdruck verboten.)

Es wogt und fluthet die grüne See, die Wellen heben und senken sich, steigen und fallen, thürmen sich auf zu Bergen und stürzen in tiefe Schluchten. Schäumend und brausend prallen die Wasser am Felsenriff an, spielend plätschern sie über den sandigen Strand, kosen geheimnißvoll im Schilfe in den Niederungen, und eilen ruhelos vom Ufer in die Weite, rastlos von der Weite an's Ufer. Ueber ihnen weht der Frühlingswind und tändelt neckisch mit ihnen, als ob er sich erfreue an ihrem Spiele, ehe er ihnen seine wilde Macht zeige. Weit hin schützt die hohe Düne die Insel vor der Fluth, und wo die Düne niedriger werdend nicht ausreicht, haben Menschenhände einen starken Damm errichtet gegen das nicht selten furchtbar drohende Element. Aber mehr als Damm und Düne schützt das Felsenriff, das meilenweit hinausragt in das Meer, die Insel vor der Gewalt der nordischen See.

Noch immer hielt es den Anprall der Fluthen vom Lande fern, dessen Bewohner ihm die Sicherheit ihres Herdes und ihrer Habe danken, aber schon manches Fahrzeug zerschellte an den halbverborgenen Klippen, die nur der brodelnde Schaum dem Auge verräth. Kein Leuchtturm, kein Zeichen warnt den Seefahrer. Wohl zündet der Uferbewohner in stürmischen Nächten ein Feuer an auf der vom Lande leicht zugänglichen Spitze des Felsengürtels zur Warnung, falls ein Fischer draußen sein sollte, auch genügt dies, denn nur sehr selten verschlägt der Sturm ein Schiff in diese Regionen, die Insel liegt zwar nicht weit ab von der großen Fahrstraße der nordischen See, aber die Schiffer wissen sie zu umgehen. Lange wird es jedoch nicht mehr dauern, und die Insel ist, wie alle anderen hier, eine Station für den Verkehr und ein Sammelplatz für die Gewinn- und Vergnügenslustigen verschiedener Nationen. Schon hat ein unternehmender Kopf an der Südküste eine Badeanstalt gegründet, und dem kleinen Ort Blasungen einen Namen gemacht. Dorthin bringen die Bewohner der rauhen Nordseite nun das Erträgniß ihres Fischfanges, dort verbindet Post und Telegraph die Insel mit dem Festlande, wohin die Fischer früher erst nach dreistündiger beschwerlicher Fahrt auf dem stets unruhigen Meere gelangten, aller Verkehr hat sich dahin gezogen, die kleinen Dörfer und einzelnen Gehöfte im Innern und an der rauhen klippenreichen Nordseite werden immer stiller und einsamer.

Dort wohnen kräftige Menschen, erstarbt im Kampfe mit Wind und Wasser; Fischerei ist ihr einziges Gewerbe; aber nicht immer geht dieses allein nach dem Produkt des Meeres; die Fluth treibt oft herrenloses Gut an den Strand, und Mancher ist schon über Nacht zum reichen Mann geworden, Jeder weiß, wie es zugeht, aber Keiner verräth den Andern, und das Auge der Küstenwache ist lange nicht scharf genug; beim Fischhandel unterläuft mancherlei, das die Begierde reizt und Viele festhält an der rauhen Küste, wo ihre Vorfahren seit Jahrhunderten dasselbe Leben führten.

Auf einem schmalen Landvorsprunge an der nördlichen Spitze der Insel, die weit in's Meer hinausragend eine kleine Bucht bildet, in der die Rähne und Boote der Fischer angepflockt liegen, steht eine junge Frauengestalt und späht über das Wasser nach dem fernen Horizonte, wo die graugrünen Wellen Eins werden mit dem düsteren Himmel.

Sie schaut nach den jagenden Wolken und dann wieder

hinunter in die Fluth zu ihren Füßen, und es ist, als ob sie nicht nur schaue und spähe, sondern noch mehr horche und lausche auf das Rauschen und Brausen der schäumenden Wellen, welche die Rähne tanzen machen, daß sie klirrend an den Ketten zerrn, hinaus verlangend, in ihr eigenes, freies Element. Sie steht schon lange da, sie ganz allein, keine Seele ist sonst am Strande; kalt und feucht ist der Meereshauch in der Abendstunde, der Frühlingswind weht scharf, er reißt an dem rothen Tuche, welches das Mädchen um den Kopf gewunden hat, enthüllt ihr dunkelblondes Haar, jagt ihr den schweren Rock über die Schultern und die Schürze in's Gesicht. Sie achtet nicht darauf, sie ist ein kräftiges Kind des Strandes, gebräunt von der Sonne und Meeresluft, doch haben ihre Züge nichts Rohes und Gemeines, sie sind eher edel gebildet, und wenn der Ausdruck ihres Gesichtes hart und entschlossen scheint, so ist er doch nicht unangenehm, man sieht, sie kann auch weich und mild sein; ist sie es nicht immer, so bringt dies wohl nur das Leben an der Küste, unter den rauhen Männern mit sich.

Der Wind wird jetzt stärker, er treibt die Wellen gegen das Ufer.

Das Mädchen lauscht aufmerksam; hört sie auf den rollenden Ton, die grollende Weise, die das Meer singt, ehe der Sturm naht? — was vernimmt sie in den Wogen, das ihre Augen so aufleuchten läßt, als höre sie eine frohe Kunde? — Doch das Aufleuchten ihres Blickes dauert kaum minutenlang, schon ist er wieder ernst, und als habe sie das Wort der Wellen wider Willen gehört, schüttelt sie den Kopf und wendet sich nach der Ferne, wo die rothen und gelben Streifen, welche die untergehende Sonne am trüben Gewölbe zieht, Sturm prophezeien. Ein dunkler Punkt zeigt sich am Horizonte, er steigt auf, verschwindet wieder, um nach wenigen Sekunden auf's neue und größer zu erscheinen, bis sie deutlich ein Boot erkennt.

„Sie kommen zur rechten Zeit heim, es tobt schon tüchtig um die Tafel.“ Damit meint sie den breiten, platten Felsvorsprung, der, etwa eine halbe Meile von der Stelle entfernt, wo sie steht, sich aus der See erhebt, an welchem der Sturm jetzt schon sein wildes Wesen treibt, so daß das Dröhnen der Wogen, die an den Felsen anprallen, bis zu ihr herüber tönt.

Das Boot kommt rasch näher; nach einem letzten Blick verläßt sie ihren Platz und geht landeinwärts.

Ein paar Häuser stehen nicht weit vom Ufer auf etwas erhöhtem Plane, es sind massive Gebäude, die schon einigen Widerstand leisten können, wenn die Fluth herantritt, auch umgiebt ein jedes ein fester Steinwall. Zwei davon stehen nahe beisammen wie Schwesterhäuser, sie sehen stattlich aus, das erste schmuck, mit freundlichen, weißen Gardinen an den kleinen Fenstern, der Raum zwischen dem Steinwall ist zum Garten angelegt, und schon sproßt das frische Grün an den Büschen und in den Beeten; unter dem breiten Vordache hängen Netze und Taae zum Trocknen und verrathen das Gewerbe der Bewohner, häusliche Geräthe stehen auf der Bank neben dem Eingang, alles ist reinlich und sorgsam geordnet. Das zweite Haus ist wohl noch stattlicher und größer, aber es sieht ernst und düster aus. Der Hofraum birgt allerlei Geräthschaften, leere Fässer, Risten, Stangen in buntem Gewirre, die Fenster-

scheiben sind blind und die Thür hängt lose in den Angeln, kaum das es bewohnt scheint.

Höher oben liegt ein anderes Häuschen, dieses ist nur eine arme Hütte, aber da fehlt das Gärtchen nicht, und das Beet an der Mauer, wo ein paar Blumen zwischen Küchengewächsen sprossen, verräth die weibliche Hand.

Weiterhin stehen noch ein paar Hütten und Häuschen, hinter deren Fensterscheiben man da und dort ein Kinder- gesichtchen sehen kann, unter den Thüren zuweilen eine Frau oder ein Mädchen nach dem Wetter schauend, während die drei ersten wie ausgestorben sind. Von da führt ein breiter Weg zwischen spärlich bewachsenem Haideland gegen ein Dorf, dessen Kirchturm weithin sichtbar ist.

Das vom Strande kommende Mädchen ging an den beiden unteren Häusern rasch vorbei nach dem obern. Sie öffnete die Hofthür und trat eilends ein. Ein Hund schlug an und kroch aus seiner Hütte.

„Ich bin es, Spiz,“ sagte sie, „komm' her!“

Der kleine häßliche Hund sprang an ihr empor, sie strich schmeichelnd über sein struppiges, schwarzes Haar, der Hund leckte ihr Gesicht und Hände und schaute sie mit klugem Auge verständnißvoll an. „Ja, Spizchen, wir Beide verstehen uns,“ sagte sie leise, „Du weißt auch, was uns fehlt — doch Geduld, das letzte Jahr ist bald herum.“

Als ob er sie in der That verstehe, begleitete Spiz ihre Worte mit einem leichten Knurren und sprang wedelnd nach der Hofthür. Sie lächelte traurig: „So weit sind wir noch nicht.“

Der Hund kam zurück und folgte ihr in's Haus.

Sie trat in einen weiten Raum; ein großer Herd, der ihn fast zur Hälfte ausfüllte, an der Wand Küchengeräthe, eine alte buntbemalte Truhe, ein Tisch und eine Bank, am Fenster ein Spinnrad verriethen die doppelte Bestimmung als Küche und Wohngemach. Niemand war da.

„Mutter Klausen, wo seid Ihr?“ rief das Mädchen, „Günil ist da.“

Eine Seitenthür öffnete sich und eine alte Frau trat heraus; auch sie war eine kräftige, hohe Gestalt, nur von den Jahren etwas gebeugt, auch ihr Haar, das unter der dunklen Wittwenhaube hervor sah, war ergraut, ihr Auge aber blickte hell und ihr Lächeln war freundlich und wohlmeinend, trotzdem die Furchen ihres Gesichtes von Kummer und Sorgen sprechen konnten.

„Was bringst Du, Günil?“ fragte sie.

„Ich wollte Euch nur sagen, daß der Vater eben zurück kommt, Ihr wißt ja, er ist gestern auf's Land hinübergefahren, da hörte er vielleicht etwas Neues,“ antwortete Günil.

„Was sollte er für uns bringen?“ fragte die Frau zurück. „Wir müssen aushalten, fünf Jahre ist eine lange Frist, man kann warten lernen.“

„Bier sind ja schon vorüber,“ tröstete Günil.

„Gut, daß Du Muth hast, Mädchen; freilich Du bist noch jung,“ sagte die Frau.

„Auch für Euch gehen die Jahre herum, dann kommt die frohe Zeit.“

„Ja, wenn Dein Vater nicht wäre!“

„Mein Vater? — Hat er nicht gesagt, wenn Hjalmar heimkehrt mit einem schönen Stück Geld im Gurt, dann kann er um Günil Mertens freien? und er wird heimkehren, — er muß.“

„Kind, Günil, sei nicht so zuversichtlich, das Meer hat Manchen fortgeführt und behalten.“

„Das weiß ich wohl, aber mir thut das Meer das Leid nicht an. Vor dem Meere ist mir nicht bange.“

„Eher vor den Menschen,“ sagte die Frau, „ja wohl, Wind und Wellen sind besser als die Menschen. — Ist Holger bei Deinem Vater? fügte sie dann bei.

„Ja.“

„Ich mag es nicht. Seit Deiner Mutter Tod steckt er immer mit Holger zusammen. Der verdirbt ihn ganz. Früher war Ja Mertens ein anderer Mann.“

„Ja wohl,“ seufzte Günil, „zu wem sagt Ihr dies? Ich fühle es am meisten. Doch was kann ich machen?“

„Holger hat ein böses Auge und einen schlechten Ruf,“ eiferte Frau Klausen.

„Doch kann ihm Niemand etwas beweisen,“ entgegnete Günil.

„Weil Niemand sich's getraut. Keiner will mit ihm zu thun haben, und doch weiß Jeder, woher sein Geld stammt,“ flüsterte die Alte geheimnißvoll.

Das Mädchen sah sie fragend an, und die Frau fügte noch leiser bei: „Strandgut ist es.“

„So sagt man,“ entgegnete Günil, „aber was —“

„Du meinst: was ist da Schlimmes dabei?“ fiel ihr Mutter Klausen in's Wort. „Freilich, was das Meer an den Strand wirft, schenkt es dem, der es findet, und da mögen die Herren auf dem Lande sagen was sie wollen — es war immer so, und warum soll es nicht so bleiben? Wenn es nur das wäre bei Holger!“

„Was ist es denn mehr?“ fragte Günil gespannt.

„Was es mehr ist?“ wiederholte die Alte. „Blut klebt daran.“

Günil trat zurück: „Mutter Klausen sagt so etwas nicht — könnt Ihr es denn beweisen?“

„Beweisen?“ lachte die Alte spottend, „beweisen kann ich es freilich nicht, — war ja nicht dabei, — aber beschwören wollt ich es tausendmal auf Bibel und Kreuz.“

„Was wißt Ihr denn, Mutter?“ forschte Günil.

„Was ich weiß, ist freilich wenig genug,“ antwortete die Frau, „lebte mein Mann noch, der könnte es besser erzählen — aber auch der that den Mund nicht auf selbst gegen mich nicht, und ich hätte doch geschwiegen. Kannst Du schweigen, Günil?“

Diese nickte.

„So höre,“ fuhr die Alte fort, während sie sich auf der Bank am Herd niederließ und Günil neben sich zog, „ist es mir doch noch wie heute, trotzdem bald sieben Jahre darüber vergangen sind. Du warst ein halbes Kind und Deine Mutter lebte noch. Ein trüber, grauer Tag war es im Spätherbst, die See ging hohl, die Leute blieben alle daheim, schon seit einer Woche stürmte es in Einem fort, draußen gab es nichts zu thun. Ich saß beim Spinnrad, Klausen hatte seine Peise gestopft und stand bei mir, wir redeten miteinander von dem Unglück, das vor drei Tagen geschehen war, mit dem Norweger und dem Engländer, die bei Sturm und Nebel aufeinander fuhren, so daß der Norweger sank. Das wirst Du noch wissen, Mädchen, es gab viel zu reden damals.“

Günil nickte.

„Ja,“ fuhr die Alte fort, „ich kann Dir noch jedes Wort sagen, was Klausen meinte, und wie er mir deutlich auslegte, wie das Unglück hätte verhütet werden müssen — er war ein geschelter Mann, mein Alter, Gott hab' ihn selig.“

„Mutter, weiter, erzählt,“ unterbrach sie Günil, „ich muß nach Hause.“

„Wo war ich denn?“ fuhr die Alte fort, die im besten Zuge war, über die Klugheit ihres Mannes ihre Geschichte zu vergessen. — „Ja — da klopfte es an der Thür und Holger trat ein. Ein seltener Besuch. „Guten Abend, Nachbar, guten Abend, Mutter,“ sagte er, nahm den Stuhl dort und setzte sich zu uns. „Schlechtes Wetter,“ meinte Klausen. „Es könnt' schlimmer sein,“ antwortete Holger, „ich war oft draußen, als es stärker blies.“ — „Wenn es sein muß, geht man auch,“ sagte mein Mann, „aber am Herd ist es doch besser.“ Sie redeten hin und her und ich hörte zu, dabei war mir immer, als ob Holger etwas zu sagen habe, das nicht recht von der Zunge wolle. Mein Mann merkte das am Ende auch und hieß mich hinausgehen, zu sehen, ob die Netze trocken hingen. Ich ging, aber nicht nach den Netzen, die hingen gut, sondern in die Kammer und stellte mich an die Lucke dort hinter dem Herd, da konnte ich sehen und auch hören, was zwischen den Zweien vorging.“

Wie ich den Schieber zurückschob, stand Holger dicht neben meinem Mann und redete eifrig, dabei leise, daß ich Mühe hatte zu verstehen. Klausen sagte gar nichts, schüttelte nur den Kopf. Holger wollte hinausfahren — bei dem Wetter! — der Sturm mußte viel Gut an den Strand treiben, und er wollte der Erste sein. Aber Klausen that es nicht, der Herr Pastor

hatte gerade am Sonntag in der Predigt davon gesprochen, wie es eben doch unrecht Gut sei, und das mochte meinem Alten im Kopfe herumgehen — zudem ging die See gar hohl. Holger fand wohl einen anderen Gehilfen.“

„Wen?“ unterbrach sie Gunil eifrig.

„Kann's nicht sagen.“

„Ihr wißt es, Mutter. War es der Vater?“ drängte Gunil.

„Möglich, gesehen habe ich es nicht,“ wich die Alte aus.

„Dann weiter,“ sagte Gunil ungeduldig. „Was fischte denn Holger?“

„Ja, wer es wußte! Ballen und Kisten, Fässer und Tonnen trieben in der Nacht genug an unsern Strand, wurden auch abgeliefert, Holger selbst brachte Manches ein. — Auch eine Leiche fand man, einen gut gekleideten Herrn — es war ein Engländer, das brachte man bald heraus. Dabei ist nichts Besonderes, er ist nicht der Erste und nicht der Letzte gewesen, den die See auswarf, aber sonderbar war, daß er den Schädel eingeschlagen hatte. Auf dem Gericht erklärten sie bald, er habe ihn an einer Klippe zerschellt — die wissen ja Alles — aber mit all' ihrer Klugheit brachten sie doch nicht heraus, woher der Fremde wohl die schwarzen Flecken am Halse gehabt hatte, die ansahen, als ob sich fünf Finger in das Fleisch eingedrückt hätten, wie bei Einem, der erwürgt worden. Bei ihm fand man nichts, kein Geld, kein Papier — wie kam es denn, daß er gar nichts zu sich gesteckt — so viel Zeit hat doch ein Passagier auf dem sinkenden Schiff, der ja nur an sich zu denken braucht, daß er sein Gut und Gold nicht vergißt.“

„Ja, wenn es Gold oder Papier ist,“ warf Gunil ein.

„Das wird es bei dem wohl gewesen sein. Er kam von Drontheim, wo er eine Erbschaft eingezogen,“ erwiderte Frau Klausen.

„Und weiter?“ fragte Gunil, als die Frau dann schwieg.

„Ist das Alles?“

„Nun ja, was willst Du noch mehr!“ gab die Alte zurück.

„Ich verstehe Euch nicht recht,“ sagte das Mädchen.

„Stell' Dich nicht so, Gunil. Man fand keinen Thäter und Niemand will in jener Nacht draußen gewesen sein, auch Holger nicht. Und daß er nicht zu Hause blieb, das kann ich beschwören,“ eiferte die Frau.

„Nehmt Euch in Acht, Mutter“, warnte Gunil.

„Das thue ich auch. Ich sage es nur Dir. Wir haben oft davon geredet, Klausen und ich, und mir war immer, als ob mein Mann mehr wisse, als ihm lieb, er hatte es auch nicht gern, wenn ich fragte. — Von dem Tage an war Holger falsch mit Klausen. — Kurz darauf starb der Better Holger's in Australien; die Erbschaft einzuziehen, reiste dieser nach London, er brachte viel Geld mit, und der Better war doch erst zehn Jahre zuvor bettelarm über's Meer gefahren.“

„Er kann es ja erworben haben,“ sagte Gunil.

„Er kann! Wer es glaubt! — Du nimmst Holger in Schutz?“ fragte die Alte vorwurfsvoll.

„Ich mag das Schlechte nicht glauben, auch von ihm nicht.“

„Ich versteh', er ist ja Deines Vaters Freund!“

„Sein Freund? Nein!“

„Warum sitzen sie denn immer beisammen?“

„Es sind Nachbarn, sie haben die gleiche Arbeit.“

„Die gleiche Arbeit,“ sagte die Alte halb spottend. „Ich warne Dich nur, habe ein Auge auf Deinen Vater, Mädchen, ich meine es gut mit Euch. Auch Deine Mutter mochte den Holger nicht.“

„Das weiß ich, aber was kann ich thun? Ihr wißt, Jan Mertens hat seinen Kopf.“

„Den hat er, und darum ist es mir auch so oft bange um Dich und meinen Jungen. Ich wollte, Ihr hättet Euch nicht aneinander gehängt.“

„Mutter!“ rief Gunil heftig.

„Mir ist nur Angst, wie Alles noch gehen wird, Dich habe ich ja lieb,“ beschwichtigte die Alte.

„Das Ende ist bald da, das letzte Jahr bald herum, dann kommt Hjalmar heim,“ sagte Gunil zuversichtlich.

„Du haust auf ihn, ja, er ist treu wie Gold.“

„Und Alles andere ist nichts, wenn das fest steht,“ fügte Gunil den letzten Worten der Frau bei. „Aber nun muß ich gehen, der Vater wird schelten. Gute Nacht, Mutter, bring' er Neues, so komme ich herüber.“

„Gute Nacht, Gunil, denke nicht an die alte Geschichte,“ sagte Frau Klausen, ihr mit einem halb zärtlichen, halb besorgten Blick nachschauend, dann setzte sie sich an ihr Spinnrad und war bald in ihre Arbeit vertieft.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kauf!

(Skizze aus dem Wiener Leben.)

„Nun, Pepi, wie g'fällt Dir's neue Brüderl?“

„Pfui Teufel, Vater, der is fuchsroth, wie Du, wenn Du Dich im Wirthshaus verplauscht, und die schütter'n Haar! Den hab' i mir ganz anders vorg'stellt.“

„Das is nit schön von Dir, Pepi, daß Du Deine Mutter jetzt, wo sie ohnedies krank im Bett liegt, so an Diskurs mit-anhören läßt. Das Brüderl is ganz ein pafscherlicher Kerl, die Fehler, was Du ausstellst, ha'm alle klan' Kinder.“

Verstocket sagte der Pepi:

„Dann san's halt Alle schiech und er auch.“

Der Pepi benutzte jetzt die Pause im Gespräche, um mit einem Stück Gerstenzucker die schöne weiße Decke mit der gefalteten Kranse am Bette der Mutter rothzufärben. Endlich knüpfte er die Verhandlungen mit seiner Familie auf's Neue an.

„Wie wird denn der Dingsda heißen?“

„Das hängt von der Frau Bathin ab. Geh' schön zum Fenster, buch Dich aber nicht zu stark hinaus und wenn Du die Frau Bathin kommen siehst, so sag's.“

Um für alle Wechselfälle des Lebens vorgesorgt zu haben, nahm der Pepi ein Mohnkissel vom festlich geputzten Frühstückstisch und bezog hierauf den Observationsposten. Seine Stelle am Kopfende des Bettes hatte jetzt eine stattliche, in starre Seide gekleidete Frau, um deren Hals eine dicke goldene Uhrkette hing, eingenommen. Für das ausgebreitete Wissen dieser Dame hatte die deutsche Muttersprache kein würdiges Wort vorrätzig und man nannte sie daher kurzweg „die Madame.“

Zu unbegreiflicher Begriffsverwirrung lebte der Vater in dem Wahne, die Madame sei der intellektuelle Urheber des häufigen Familienzuwachses und ihre Ankunft erweckte in ihm die brennende Begierde, zum Raseur zu gehen.

Die Madame erkundigte sich, wie die Wöchnerin die Nacht verbracht habe, schnitt ihr aber sofort mit der Bemerkung: „Natürlich gut,“ die Antwort ab. Dann begann sie als zweiter Lavater die Gesichtszüge des Neugeborenen zu entziffern und drückte ihre Wahrnehmungen in folgender Weise aus:

„Ich sag' Ihnen, gnä' Frau, der Bub' hat's faustdick hinter den Ohren. Sein G'schau is so keck, wie bei alle Mannsbilder; no der wird amal die Madeln für an Narr'n halten.“

Ohne jeglichen Korpsgeist erlustigten sich die Damen höchlichst in Vorahnung der Gefahren, welche der Neugeborene dereinst ihrem eigenen Geschlechte heibringen werde. Zum Lohne für die gute Prophezeiung bestand die Frau vom Hause darauf, daß die Madame ein kleines Vorfrühstück einnehme, „denn im Kummel wäre schwerlich Zeit, ordentlich zu essen.“

Diese stellte die Bedingung, nur dann etwas zu genießen, wenn ihr die „Gnä' Frau“ G'sellschaft leiste. Dann fügte sie bei:

„Ich bin heut' ohnedies a Bissel pressirt, ich behandel an klan' Buden, den ich zur Welt gebracht hab'. Es lauft wol auch ein Doktor ins Haus, aber was verstehn denn die von an klan' Kind. Die nennen an taghellen Zahndelhubsten, eine

Lungen-Entzündung; unferne stellt sich mit so einen gar nôt her."

Der harrende Pepi am Fenster wollte, als er das Geschirr scheppern hörte, zum Tische eilen, allein das Machtwort der Mutter bannte ihn auf seinem erhöhten Standpunkte fest.

Zur theilweisen Entschädigung brachte ihm die würdige Dame, die zuerst seinen Lebensweg gekreuzt, ein gefülltes Weinglas, nach dessen Leerung sein Gesicht alsbald große Familienähnlichkeit mit jenem des „Namenlosen“ zeigte. Nicht lange mehr hatte er zu warten und bald durchklang ein wildes Kriegsgeschrei die Wochenstube:

„Die Frau Pathin kommt in an neuen Hut; ein großes Packel halt's in der Hand, der Herr Göd hat auch eins.“

Schnell ward das ambulante Buffet zur Seite gestellt, die Madame eilte der Funktionärin mit leisen, unhörbaren Schritten entgegen, sie lispelte ein kaum verständliches: „Ist mir eine besondere Ehr, daß ich das Vergnügen hab.“ legte alsdann den Finger an den Mund, um symbolisch pantomimisch die große Schonung auszudrücken, deren die Wöchnerin dringend bedürfe.

Das Pathenpaar war an die Wiege des Neugeborenen geeilt, um ein halbes Duzend unparteiischer Rezensionen über den Täufling zum Besten zu geben. Der Herr Göd meinte:

„S'is halt an Mannsbild, denkt sich, ich hab ka G'schäft, ich brauch um nichts zu sorgen, so schlaf ich halt in Gottes Namen.“

Die Frau Pathin stellte sich mit ihrem Urtheile auf den Punkt der Vergleichung.

„Die Augen hat er vom Vater, den Mund und die Stirn von der Mutter, aber mit seiner Nasen kenn i mi nôt aus.“

Glücklicherweise besaß die Frau Pathin nicht die Macht, den Neugeborenen zu zwingen, sich über den rechtlichen Besitz der fraglichen Nase auszuweisen und so ward dieser Punkt fallengelassen.

Nach der Dualität kam die Quantität an die Reihe. Die Madame nahm den Neugeborenen auf ihren Arm und heuchelte bei dieser Leistung die äußerste Kraftanstrengung. Dann schritt sie auf die Frau Pathin zu und sagte schwer athmend:

„I bitt' Ihner, gnä' Frau, heben's mir amal das Kind. Wenn der nicht das G'wicht von an Halbjahrler hat, soll ich von der Stund' an lauter Madeln zur Welt bringen, mit die doch Niemand a Freud' hat. Nun, ich gratulire, die gnä' Frau kommt immer besser 'nein; wanns noch a paar Kinder kriegt, werns helle Bären.“

Der Hausherr kam jetzt aus dem Nebenzimmer in fest-

lichem Gewande und die Pathin brachte das von Pepi entdeckte große Packet herbei. Dasselbe enthielt für den Neugeborenen einen blanken silbernen Eßlöffel, ferner ein paar Thaler, wahrscheinlich zum Ankauf des übrigen Bestekes.

Die Wöchnerin nahm ihren Antheil mit der althergebrachten Rede in Empfang, daß sie die Frau Pathin nicht berauben wolle, und auch die Madame hatte keinen Grund zur Unzufriedenheit und „küßte“ allenthalben „die Hand“.

Aufs Neue zur Thätigkeit entflammt, eilte sie, dem Namenlosen eine schöne Spizendecke umzubinden, und die Frau Pathin stellte jetzt dieselbe Frage wie vorhin der Pepi, wie der Kleine denn heißen solle?

Der Vater sagte: „Wir hätten gern den Namen vom Herrn Göden g'habt, aber da müßten mir 's Kind zurücktaufen, und da hat mei' Frau an Aberglauben dagegen; so lassen mir der Frau Pathin die freie Wahl.“

Die große Verantwortlichkeit drückte die Letztere nieder, sie sank auf einen Stuhl und hapselte die ganze Vitanei der Heiligen ab. Leider Gottes waren die schönsten Namen schon vorbei; allein da sie den Abscheu der Anderen vor dem Zurücktaufen theilte, war sie völlig rathlos. Der Pepi aber schaute bei diesen Verzögerungen mißmuthig drein und die Frau Pathin rief ihm zu:

„Weißt leicht Du an Namen für Dein Bröderl?“

„I glaub' schon, Franzi soll er heißen.“

Der Antrag ward einstimmig angenommen; die Madame eilte sofort hinaus, dem Herrn Pfarrer, der soeben angekommen, die Honners zu machen und besprach in der Eile alle schönen Fälle im Bezirk, wo sie schon die Ehr' g'habt, mit dem hochwürdigen Herrn zusammenzutreffen.

Beim Taufschmaus erwähnte der Herr Göd den genialen Einfall des Pepi, der ihnen Allen aus der Verlegenheit geholfen. Der Vater fragte ihn, wieso ihm grad der Nam' in den Sinn gekommen.

„Weißt, das war a so . . .“

Die „Madame“ unterbrach ihn und meinte, die Idee sei ihm sicher vom Himmel gekommen.

„D na,“ sagte der Pepi, „nôt von oben, von unten; wie ich früher in Erwartung der Frau Pathin am Fenster g'standen bin, hat mir der Greißler-Franzi g'wunken und herausg'rufen, ich soll ihm von der Tauf' a paar Wuchteln aufheben und so is mir der Nam' im Kopf herumgegangen.“

Der Vater erhob fröhlich das Glas und sagte: „Sei's wie's is, alle Franzi sollen leben und der unsere daneben!“

B. Neumann.

Wie die Indianer civilisirt werden. Der Jahresbericht des Indianer-Kommissärs Hiram Price an den Sekretär des Innern entwirft ein sehr erfreuliches Bild von den Fortschritten, welche die Volkserziehung der „Pflegerin der Nation“ in den letzten Jahren unter der Leitung der Ver. Staaten-Regierung gemacht hat. Wir erfahren aus dem Berichte, daß auch außerhalb der fünf civilisirten Stämme im Indianer-Gebiete, bei welchen seit lange ein System der Volkserziehung besteht, jetzt ca. 10,000 Köpfe der Indianerjugend die von der Regierung und mehreren Religions-Gesellschaften errichteten Schulen besuchen. Am Ende des abgelaufenen Fiskaljahres enthielten diese Schulen 4014 Tageschüler und 5143 Kost- („boarding“) Böglinge. Von dieser Zahl kamen nur 641 auf die bekannten Anstalten in Hampton, Carlisle und Forest Grove, und, nach der Bewilligungsakte von 1882, 106 mehr auf andere Schulen in verschiedenen Staaten, während das Gros von 4496 der Kost-Böglinge und alle Tageschüler unter den Stämmen selbst zu suchen sind. Während des abgelaufenen Fiskaljahres wurden acht neue Kostschulen eröffnet, so daß deren Zahl mit Einschluß der erwähnten Seminare sich auf 80 beläuft. Im nächsten Sommer werden noch drei weitere Anstalten — sogen. „Training Schools“ — in Chiloes im Indianergebiete, an der Grenze von Kansas, in Lawrence und in Genoa, Nebraska — in Wirksamkeit treten, welche auf 640 Böglinge berechnet sind. Diese „Abrichtungsschulen“ — Seminare — sind von besonderer Wichtigkeit, weil in ihnen industrielle und mechanische Kenntnisse und Fertigkeiten zur Hauptfache gemacht und deren Böglinge zur Rückführung zu ihren Stämmen und zur Weiterverbreitung der erworbenen Kultur unter diesen bestimmt sind. Die religiösen Körperschaften, die sich der Erziehung der Indianer angenommen, erhalten sieben der Kostschulen und 18 der Tageschulen aus ihren Mitteln allein; für 15 weitere Kost- und 18 Tageschulen erhalten sie Regierungs-Unterstützungen. Der Kommissär empfiehlt drei neue vermehrte Bewilligungen und ein Gesetz. Jene sollen gemacht werden für Vermessung der Grenzen der Reservationen, für eine wirksamere Indianerpolizei und für Entdeckung und Verfolgung

derer, die gegen das bestehende Gesetz den Indianern Schnaps zuführen. Ein Gesetz wird vom Kongreß verlangt für Bestrafung derjenigen, welche die Indianer mit Waffen und Munition versehen. Auch macht der Kommissär Vorschläge für Einführung eines besonderen Rechts- und Gerichtswesens für die Reservationen.

Ein virtuoser Ausbrecher ist der italienische Straßenräuber Cecini. Der Strolch ist erst 27 Jahre alt, hat aber schon mit 16 Jahren seinen ersten Diebstahl begangen. Fünf Jahre später in Zwangshaft auf der Insel Giglio gehalten, stahl er eine Barke und entfloß. In Santo Stefano eingekerkert, machte er wieder eine Barke los und wurde flüchtig. In drei folgenden Jahren wurde er nicht weniger als vierzehn Mal verurtheilt und entkam jedesmal. Im Mai 1882 verübte er in Rom einen Straßenraub, gerieth mit den Polizisten in einen blutigen Kampf, verwundete einen davon tödtlich und entfloß. Man entdeckte ihn im Hause seiner Schwester; er entkam über die Dächer. Im Dezember endlich aufgegriffen, brach er aus dem Kerker von Sant' Andrea aus. Im Januar 1883 machte er einen Raubanfall während der Eisenbahnfahrt; von dem Zugpersonal gebändigt, wurde er in den Gepäckswaggon gesperrt, den er erbrach und wieder flüchtig wurde. Man fing ihn nach einigen Tagen ein und verurtheilte ihn zur Galeere; nachdem man ihm das Urtheil gesprochen, erklärte er, daß man ihn nicht dahin bringen dürfte, und er blieb im Worte dieser Großsprecherei, denn er entkam neuerdings den Wächtern, die ihn zu transportiren hatten. Jetzt ist er wieder hinter Schloß und Riegel; auf wie lange, ist noch die Frage.

Die Macht der Gewohnheit. Die junge gnädige Frau hat in liebenswürdiger Laune ihrer Jungfer, der das Schreiben nicht gut von der Hand geht, einen Brief an ihren Cousin aufgesetzt und liest ihr denselben vor. „Fehlt noch irgend etwas, Minna?“ — „Nur die Entschuldigung wegen schlechten Schreibens und orthographischer Fehler.“